

Südseegesichten

Autor(en): **London, Jack**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 27

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Walbi.

Walbi war ein echter Spaniel. Er war wohl der älteste Hund im Dorfe. Jetzt ist er tot. Jemand hat ihn die Förstersfrau begraben lassen. Die meisten Leute, die ihn kannten, haben ihn längst vergessen. Sie haben ihn vergessen, trotzdem er ein schicksalreiches Hundeleben hinter sich hatte. Woher er stammte, weiß man nicht recht. Des Försters Buben hatten ihn einst nach Hause gebracht. Wahrscheinlich war er herumziehendem Volk entlaufen. Struppig, vernachlässigt und ausgehungert war er.

Der Förster hatte Bedauern mit dem Hündlein. Er nahm es an und gab ihm den Namen Walbi. Der sonst gestrenge und wortfarge Forstmann hegte und pflegte das Tierlein mit Liebe. Und Walbi verspürte diese Liebe. Den Förster begleitete er nun auf allen Waldwanderungen. Als er größer wurde, durfte er sogar mit ihm ins Gebirge. Nur zur Winterszeit, wenn auf den Höhen der Schnee knietief lag, mußte er daheim bleiben. Seine Beine waren eben zu kurz, als daß er hätte die beschwerlichen Touren durch die Bergwinterwälder mitmachen können. Walbi begriff das nicht, und in seiner Hundeseele tat es ihm jedesmal weh, wenn der Förster alleine bergwärts zog.

Einst aber, als sein Meister wieder ohne ihn auf die Fluhalp ging, behielt es ihn nicht länger zu Hause. Unbemerkt schlich er durch den Garten, dann durch die Hofstatt und zottelte dem Bahnhof zu. Unter dem Güterschuppen versteckte er sich und wartete auf den nächsten Zug. Als dieser heran fuhr, kroch Walbi behutsam aus seinem Versteck hervor und suchte sich ein Freiplätzchen in einem Bremserhüttchen. Waldis Herz klopfte heftiger, als er ungeschoren bei der übernächsten Bahnstation entkam und auf halbem Wege nach der Fluhalp seinen Meister eingeholt hatte. Sein ganzer Körper zitterte vor Freude.

Der Förster streichelte ihn und lächelte. Mit einem heimlichen Stolz betrachtete er sein Hündlein.

So wurden der Förster und Walbi nach und nach zwei unzertrennbare Freunde. Wenn sie zusammen durch die einsamen Bergwälder streiften, redete der Förster oft mit seinem Hündlein. Und dann sah Walbi zu ihm empor und wedelte, und seine Augen leuchteten dabei wie zwei brennende Kerzlein.

Nachts durfte Walbi auf einem Teppich vor des Försters Bett schlafen. Löschte der Forstmann das Licht aus, dann schaute ihn das Tierlein jedesmal mit großen Augen an. Nachher steckte er seine Schnauze in den wolligen Teppich und schlummerte zufrieden ein.

So vergingen Jahre.

Der Förster wurde alt und Walbi auch. An einem klaren Septembermorgen stapfte der Förster durch den Gie-

belegwald hinauf nach der Fluhalp. Er ging langsamer als sonst. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, schöpfte tief Atem und sah in die Tannenwipfel hinauf.

Hinter ihm her folgte Walbi und schnüffelte bald hier und bald dort etwas aus.

Gegen Mittag kamen sie auf der Fluhalp an. Der Förster hatte hier oben vor zwei Jahren ein großes Gebiet aufforsten lassen. Nun stand er mitten im Jungwald. Er sah an die verbogenen, schroffen Felswände hinüber, um die einige Alpendohlen schreiend flogen.

Eine lähmende Müdigkeit befiel den alten Forstmann. Er setzte sich neben einem Jungtännchen nieder. Hastiger und ungleichmäßig ging sein Atem. Er öffnete den Mund, als wollte er etwas zu seinem Hunde sagen. Seine Augen wurden gläsern. — — — Da fiel sein ergrautes Haupt nach vorne.

Walbi bellte. Angstvoll lief er hin und her. Seinen Kopf warf er in den Nacken und heulte zum hellblauen Septemberhimmel empor. Heißer krächzten die Dohlen.

Dann schwieg Walbi. Er legte die kalte Hand seines toten Herrn.

Hirten fanden am Abend den Förster. Sie trugen ihn ins Tal. Walbi folgte ihnen. Er bellte nicht mehr. Still und traurig war er jetzt. Daheim verfracht er sich ins Hundehaus. Das Fressen, das man ihm vorstellte, ließ er stehen. Er ging auch nicht mehr ins Försterhäuschen hinein.

Als man den Förster auf den Friedhof hinausstrug, knurrte Walbi. Er verspürte ein unsägliches Weh in seiner Hundeseele. Er mied alle Menschen. Selbst des Försters Frau, die in den folgenden Tagen nun oft sinnend im Garten umher spazierte, bellte er an.

Dann fing Walbi plötzlich an, seinen Herrn zu suchen. überallhin vagabundierte er. Er suchte, suchte. Rotgeädert waren jetzt seine Augen und tropften in einem fort. Mehrmals schlenderte er zum Bahnhof hinüber und wenn ein Zug einfuhr, sprang er wie toll von Wagen zu Wagen und schaute, ob nicht sein Meister aussteige. — — —

Doch der Förster kam nicht. Walbi wußte nun bestimmt, daß er niemals kommen werde. Er gab deshalb auch das Suchen auf. Walbi begann nun eine Art Hundeeinsiedlerleben. Weder auf Menschen noch ein Tier duldete er in seiner Nähe. Auch ließ er sich von niemandem streicheln. Die Menschen haßte er sogar; denn sie hatten ihm ja seinen Herrn fortgetragen. Jeden Vorüberziehenden knurrte er an.

Eines Morgens fand die Förstersfrau Walbi tot im Hundehaus. Eine Träne rollte ihr über die Wange. Sie beugte sich zu dem toten Tierlein nieder und streichelte lange seinen struppigen Kopf. Hermann Hoffmann.

1

Sack London / Südseegeichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Die Perle.

Trotz ihrer plumpen Linien steuerte die „Morai“ leicht in der sanften Brise. Um den Sog der Brandung zu vermeiden, ließ ihr Kapitän sie weit einlaufen, ehe er wendete. Das Atoll Sikueru lag niedrig auf dem Wasser, ein Kreis von feinem Korallenfand, an hundert Ellen breit, zwanzig Meilen im Umkreis und drei bis fünf Fuß über der Hochwasserlinie. Auf dem Grunde der ungeheuren, glasklaren Lagune lagen viele Perlenmuscheln, und vom Deck des Schöners aus konnte man jenseits des schmalen Atollringes die Taucher bei der Arbeit sehen. Aber die Lagune bot selbst für einen Handelschoner keine Einfahrt. Bei günstigem Winde konnten Rutter durch den seichten, gewundenen Kanal hineinschlüpfen, aber Schoner mußten draußen bleiben und ihre kleinen Boote hineinschieben.

Die „Morai“ schwang ein Boot aus, und ein halbes Duzend braune, nur mit einem scharlachroten Lendenschurz bekleidete Matrosen sprangen hinein. Sie ergriffen die Rie-

men, während achtern am Ruder ein junger Mann stand, in dem man an der weißen Tropenkleidung den Europäer erkannte. Aber er war es nicht ganz. In dem Sonnenglanz seiner hellen Haut, auf der goldene Lichter spielten, dem blauen Schimmer seiner Augen verriet sich Polynesien. Es war Raoul, Alexander Raoul, der jüngste Sohn von Marie Roul, der reichen Quatronin, die ein halbes Duzend Handelschoner wie die „Morai“ besaß. Durch die kochende Flut eines Wirbels gerade vor der Einfahrt erkämpfte sich das Boot seinen Weg in die spiegelblanke Ruhe der Lagune. Der junge Raoul sprang auf den weißen Sand und schüttelte einem langen Eingeborenen die Hand. Brust und Schultern des Mannes waren prächtig, aber der Stumpf des rechten Armes, über dessen Fleisch der altersgebleichte Knochen mehrere Zoll hinausragte, bezeugte die Begegnung mit einem Hai, die seinen Tauchertagen ein Ende und ihn zu einem Speichellecker gemacht hatte, der um geringe Gunstbeweise froh.

„Hast du gehört, Alex“, waren seine ersten Worte, „Mapuhi hat eine Perle gefunden — eine solche Perle! Noch nie hat man ihresgleichen gefischt, weder auf Hikueru, noch auf allen Paumotuinseln, noch in der ganzen Welt. Kauf' sie ihm ab. Er hat sie noch. Und vergiß nicht, daß ich es dir zuerst erzählt habe. Er ist ein Dummkopf, du kannst sie billig bekommen. Hast du ein bißchen Tabak?“

Raoul steuerte gerade über den Strand auf eine Hütte los, über der sich grüne Pandangzweige wiegten. Er war der Superfargo seiner Mutter und hatte von ihr den Auftrag, die ganzen Paumotuinseln nach ihrem Reichtum an Kopra, Muscheln und den darin enthaltenen Perlen zu durchstöbern.

Er war ein junger Superfargo, erst auf seiner zweiten Reise in dieser Eigenschaft, und litt manche geheime Qual, weil er so wenig Erfahrung im Einschätzen von Perlen besaß. Als aber Mapuhi ihm die Perle zeigte, glückte es ihm doch, sein Staunen zu unterdrücken und einen unbefürmerkten, geschäftsmäßigen Ausdruck zu bewahren. Sie war so groß wie ein Taubenei, vollkommen rund und von einer Weiße, die in Lichtern von allen Farben schillerte. Noch nie hatte er etwas Ähnliches gesehen. Als Mapuhi sie in seine Hand gleiten ließ, war er über ihr Gewicht erstaunt. Das zeigte, daß es eine gute Perle war. Er prüfte sie genau durch eine Taschenupe. Sie war ohne Fehl und Makel. Ihre Reinheit schien sich mit der Atmosphäre zu verschmelzen. Im Schatten leuchtete sie zart und schimmerte sanft wie der Mond. So durchsichtig war sie, daß er Mühe hatte, sie in einem Glas Wasser wiederzufinden.

„Na, was willst du dafür haben?“ fragte er mit gutgepielter Gleichgültigkeit.

„Ich will —“, begann Mapuhi, und hinter ihm nickten zu beiden Seiten seines dunklen Gesichtes die zweier Frauen und eines Mädchens ihren Beifall zu seinen Wünschen. Ihre Köpfe waren, erregt von unterdrücktem Eifer, vorgebeugt, und ihre Augen blickten begehrlieh.

„Ich will ein Haus haben“, legte Mapuhi los. „Es muß ein Dach aus verzinktem Eisenblech und eine achteckige Wanduhr haben. Es muß sechs Faden lang sein und rundherum eine Säulenhalle haben. Drinnen muß ein großes Zimmer sein mit einem runden Tisch in der Mitte und der achteckigen Uhr an der Wand. Vier Schlafzimmer muß es haben, zwei auf jeder Seite des großen Zimmers, und in jedem Schlafzimmer müssen ein eisernes Bett, zwei Stühle und ein Waschtisch sein. Und hinten am Hause muß eine Küche sein, eine gute Küche mit Töpfen, Pfannen und einem Herd. Und du mußt das Haus auf meiner Insel — auf Fakarava — bauen.“

„Ist das alles?“ fragte Raoul ungläubig.

„Eine Nähmaschine muß da sein“, nahm Tefara, Mapuhis Weib, das Wort.

„Nicht zu vergessen die achteckige Wanduhr“, fügte Nauri, Mapuhis Mutter, hinzu.

„Ja, das ist alles“, sagte Mapuhi.

Der junge Raoul lachte. Er lachte lange und herzlich. Aber während er lachte, zerbrach er sich den Kopf mit Rechenproblemen. Er hatte noch nie im Leben ein Haus gebaut, und seine Begriffe waren in dieser Beziehung etwas unklar. Während er lachte, berechnete er die Kosten der Reise nach Tahiti, woher die Materialien geholt werden mußten, der Materialien selbst, der Rückreise nach Fakarava, der Landung der Materialien und des Hausbaus. Wenn man zur Sicherheit reichlich rechnete, kamen viertausend französische Dollar heraus — viertausend Dollar waren gleich zwanzigtausend Frank. Das war unmöglich. Woher sollte er den Wert einer solchen Perle kennen? Zwanzigtausend Frank waren eine Menge Geld — und obendrein das Geld seiner Mutter.

„Mapuhi“, sagte er, „du bist ein großer Narr. Mach' einen Preis in Geld.“

Aber Mapuhi schüttelte den Kopf, und die drei Köpfe hinter ihm wurden im Chor geschüttelt.

„Ich will das Haus haben“, sagte er. „Es muß sechs Faden lang sein und rundherum eine Säulenhalle —“

„Ja, ja“, unterbrach Raoul ihn, „ich weiß Bescheid über dein Haus, aber es geht nicht. Ich will dir tausend Chile-Dollar geben.“

„Ich will das Haus haben“, begann Mapuhi.

„Was hast du von dem Haus?“ fragte Raoul. „Der erste Orkan fegt es weg. Das solltest du doch wissen. Kapitän Raffy sagt, daß es gerade jetzt sehr nach einem Orkan aussieht.“

„Nicht auf Fakarava“, sagte Mapuhi. „Da liegt das Land viel höher. Auf dieser Insel, ja. Jeder Orkan kann Hikueru wegfegen. Ich will das Haus auf Fakarava haben. Es muß sechs Faden lang sein und rundherum eine Säulenhalle haben —“

Und Raoul wurde nochmals die Beschreibung des Hauses vorgelesen. Mehrere Stunden verwandte er auf den Versuch, Mapuhi das Haus aus dem Kopfe zu hämmern; aber Mapuhis Mutter und Weib und Ngafura, Mapuhis Tochter, bestärkten diesen in seinem Entschluß. Bei der zwanzigsten Beschreibung des verlangten Hauses sah Raoul das zweite Boot seines Schoners auf den Strand fahren. Die Matrosen blieben an den Riemen und zeigten damit, daß sie schnell wieder weg wollten. Der erste Steuermann der „Morai“ sprang ans Land, wechselte ein paar Worte mit dem einarmigen Eingeborenen und eilte dann zu Raoul. Der Tag wurde plötzlich dunkel, eine Bö verbarg die Sonne. Jenwärts der Lagune konnte Raoul die unheilverkündende Linie des Windstoßes sich nähern sehen.

„Kapitän Raffy sagt, Sie müßten machen, daß Sie hier wegfähen“, lautete der Gruß des Steuermanns. „Wenn's hier irgend 'ne Muschel gibt, müßten wir's drauf ankommen lassen und sie später auffammeln — sagt er. Das Barometer ist auf neunundzwanzig, siebzig gefallen.“

Der Windstoß traf den Pandangzweig zu ihren Häuptern und sauste durch die Palme, wobei er ein halbes Dutzend reife Kokosnüsse mit dumpfem Schlag zu Boden schleuderte. Dann kam der Regen aus der Ferne, näherte sich brüllend wie ein Sturmwind und peitschte das Wasser der Lagune, daß es dampfte. Die ersten Tropfen rasselten scharf herab, und Raoul sprang auf.

„Tausend Chile-Dollar bar auf den Tisch, Mapuhi“, jagte er laut, „und für zweihundert Chile-Dollar Waren.“

„Ich will ein Haus haben —“, begann der andre.

„Mapuhi!“ schrie Raoul, um mit der Stimme durchzudringen. „Du bist ein Rindvieh!“

Er stürzte aus dem Haus und erkämpfte sich Seite an Seite mit dem Steuermann den Weg nach dem Strande. Sie konnten das Boot nicht sehen. Der tropische Regen überschüttete sie so, daß sie nur den Sand zu ihren Füßen und die kleinen Wellen, die nach dem Sande schnappten und bisßen, sehen konnten. Ein Gesicht tauchte aus der Sintflut auf. Es war Huru-Huru, der Einarmige.

„Hast du die Perle bekommen?“ schrie er Raoul ins Ohr.

„Mapuhi ist ein Narr!“ schrie dieser zur Antwort, und im nächsten Augenblick hatten sie sich in dem herabstürzenden Wasser verloren.

Eine halbe Stunde später sah Huru-Huru, der auf der Seeseite des Atolls Ausguck hielt, wie die beiden Boote eingeholt wurden und die „Morai“ ihren Bug seewärts wendete. Und nahe bei ihr sah er einen andern Schoners, auf den Schwingen des Sturmes hergetragen, sich schaukeln und ein Boot zu Wasser lassen. Er kannte ihn. Es war die „Drohena“, Eigentum Torikis, des halbblütigen Kaufmanns, der seinen eignen Superfargo machte und zweifellos selbst achtern im Boot stand. Huru-Huru sicherte. Er wußte, daß Mapuhi Toriki noch Geld schuldete für Waren, die er im vorigen Jahre auf Kredit gekauft hatte. (Fortf. folgt.)